

Alhierd Bacharevič, 1975 in Minsk geboren, wurde in Belarus mit mehreren Literaturpreisen (»Buch des Jahres« u. a.) ausgezeichnet. Er hat zahlreiche Romane und Essaysammlungen publiziert, seine Bücher sind ins Deutsche, Englische, Russische und weitere Sprachen übersetzt. 2017 erschien »Сабаки Эўропы« (»Europas Hunde«). Inzwischen ist der Roman in Belarus verboten und als extremistisch eingestuft. Das »Belarus Free Theater« inszenierte den Roman in Minsk, London, Paris, Adelaide und Berlin. 2021 wurde Bacharevič mit dem deutschen Erwin-Piscator-Preis geehrt. Bacharevič lebt zusammen mit seiner Frau, der Dichterin Julia Cimafiejeva, im Exil an verschiedenen Orten in Europa. Zuletzt erschienen: »Das letzte Buch von Herrn A.« (edition.fotoTAPETA, 2023).

Thomas Weiler wurde 1978 im Schwarzwald geboren. Seit seinem Übersetzerstudium in Leipzig, Berlin und St. Petersburg übersetzt und vermittelt er Belletristik und Kinderliteratur aus dem Polnischen, Russischen und Belarussischen. 2017 erhielt er den Deutschen Jugendliteraturpreis, 2019 wurde er mit dem Karl-Dedecius-Preis geehrt. Er lebt mit seiner Familie in Markkleeberg bei Leipzig. Bei Voland & Quist erschienen seine Übersetzungen von Viktor Martinowitsch, Ziemowit Szczerek und Alhierd Bacharevič.

Auf der Seite fussnoten.eu hat er seine Übersetzung von »Europas Hunde« ausführlich kommentiert.

**Alhierd
Bacharevič**

**Deutsch
von
Thomas Weiler**

EUROPAS HUNDE

Die Arbeit des Übersetzers wurde im Rahmen des Programms »NEUSTART KULTUR« aus Mitteln der Beauftragten des Bundes für Kultur und Medien vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien

Originaltitel:

Сабаќі Эўропы, erschienen bei Logvino literatūros namai, Vilnius 2017

Собаќи Европы, erschienen bei Vremja, Moskau 2020

© Alhierd Bacharevič

Deutsche Erstausgabe

© Verlag Voland & Quist GmbH, Berlin und Dresden 2024

Korrektorat: Kristina Wengorz

Umschlaggestaltung und Layout: Guerillagrafik

Satz des Grammatik- und Wörterbuchs: Guerillagrafik

Satz des Inhalts: Fred Uhde

Druck und Bindung: CPI books GMBH, Leck

ISBN 978-3-86391-315-1

www.voland-quist.de

INHALT

Wir sind leicht wie Papier	11
<i>Legoing klinkutima</i>	149
Gänse, Menschen, Schwäne	151
<i>Kampfkunst</i>	257
Der Neandertaler Wald	259
<i>Italienische Küche</i>	443
Dreißig Grad im Schatten. Roman eines Sommertages	445
<i>Zum Andenken an Ingenieur Garin</i>	529
Die Zeitkapsel	535
<i>Hundefänger</i>	561
Die Spur	565

In the nightmare of the dark
All the dogs of Europe bark,
And the living nations wait,
Each sequestered in its hate;

Intellectual disgrace
Stares from every human face,
And the seas of pity lie
Locked and frozen in each eye.

Follow, poet, follow right
To the bottom of the night ...

W. H. Auden, In Memory of W. B. Yeats

2.

23 Irgendwann habe ich mir einen Kaffee aufgebrüht, mich an den Tisch gesetzt und mir meine Sprache ausgedacht.

Nachdem ich sie mir ausgedacht hatte, lehnte ich mich auf meinem Stuhl zurück und sah mich in aller Ruhe um.

Im Aschenbecher kauerten fünf Stummel. Die namenlose Blume auf dem Fensterbrett sinnierte über Blut und Boden. In meinem stillen, langweiligen Hof war es schon dunkel, im Haus gegenüber hatten sie längst Licht gemacht und die Gardinen vorgezogen. Wie in der Umkleidekabine. Nackte Menschen hinter den Vorhängen probierten einander an: Drückt es? Zwickt? Passt ... »Langt für auf dem Land«, wie meine urbanen Eltern zu sagen pflegten.

Das Notebook schickte ein leises Schnurren in die Stille der Wohnung und erleuchtete mein Gesicht.

Das graue Gesicht eines Menschen, der sich eine Sprache ausgedacht hatte.

Für einen Augenblick konnte ich mich selbst von außen betrachten: Ich sitze an einem Feuer, Wald ringsum, kenne nur drei Wörter, und das genügt mir.

In diesen Momenten, vor dem laufenden Notebook in der dunklen Wohnung beim Blick aus dem Fenster, kann es dir vorkommen, als wäre die ganze Welt von dir erdacht. Als wärst du es gewesen, der eben auf seiner Tastatur diese sonderbare Welt erschaffen hat, die nun ein Eigenleben führt. Ein gefährliches Gefühl. Und wie schmerzhaft dann die Einsicht, dass von dir überhaupt keine Rede sein kann. Wie auch, da war ja wirklich weit und breit nichts, wozu ich beigetragen hätte. Alles, vom Dach über meinem Kopf bis zum kümmerlichsten Mikrochip, von den Straßenlaternen bis zum Rädchen im Feuerzeug, hatten andere erdacht, gefertigt, erbaut, bemalt und benannt. Und die Menschen hinter den Gardinen machten keinerlei Anstalten, sich hinter mir zu versammeln. Ich hatte keine Ahnung, was in ihnen vorging. So wenig wie sie von mir. Das Einzige, worüber ich normalerweise verfügen konnte, war die Zeit. Leere Kästchen, in die ich mich einschreiben musste. Die Kästchen waren knapp, und man selber war reichlich. Da halfen nur Tricks und Kniffe. Eine Quälerei für alle Beteiligten.

Doch diesmal war es anders gekommen.

24 Seit ich mich mit meinem Becher Kaffee an den Tisch gesetzt hatte, waren zwei Stunden vergangen. Von den Lichtverhältnissen abgesehen hatte sich scheinbar nichts verändert. Ich war noch der Alte. Und auch die Welt war noch dieselbe wie zwei Stunden zuvor. Unverändert und doch gänzlich anders. Da draußen liefen Menschen herum, und sie alle bedienten sich einer fremden Sprache, ich aber hatte meine eigene. Für sich genommen veränderte dieser Umstand noch nichts, und doch erfüllte er mich mit einer seltsamen Freude. Als hätte man mich eines Verbrechens für schuldig befunden, für das ich niemals den nötigen Mut aufgebracht hätte.

Ich war erschöpft. Die erhabene Erschöpfung des Schöpfers, die heitere Erschöpfung des Kreativen. Da plötzlich bemerkte ich, wie hungrig ich war, ich ging in die Küche, schaltete überall Licht an, holte einen Zipfel Wurst aus dem Kühlschrank, kaute begierig drauflos und trank Wein direkt aus dem Pappkarton hinterher. Nebenan bellte ein Hund, Schlüssel klimperten, dem Fernseher wurde der Knebel abgenommen, und er legte sofort ein umfassendes Geständnis ab. Ich drückte den Schalter am Wasserkocher, der alte, schwarze sowjetische Zähler neben der Tür begann zu schnurren, drehte sich wie eine Schallplatte, die gleich einen Marsch, einen Jazz-Song, einen Walzer zum Besten geben würde. Etwas, das längst aus der Mode gekommen war. Da überfiel mich die Angst, die Datei könnte verschwunden sein – ich stürzte zurück zum Tisch und sah nach: Sie war noch da, meine ausgedachte Sprache leuchtete mir ins Gesicht wie der Vollmond. Ich kopierte die Datei behutsam auf einen Stick und versteckte ihn an einem sicheren Ort. Dann schaltete ich das Notebook aus, öffnete das Fenster und warf die Stummel hinaus. Vieračka würde bald kommen. Aber weder sie noch die Nachbarn noch irgendwer sonst auf dieser Welt sollte erfahren, dass ich mir an diesem Abend einen Kaffee aufgebriht, mich an den Tisch gesetzt und ...

Ich nannte sie Balbuta. Gott allein wusste, warum.

Und dieser Gott war ich.

Schon als Kind hatte ich mich für konstruierte Sprachen begeistert.

25 Ich weiß noch, wie wir Papierfiguren ausgeschnitten, sie angemalt und dann auf dem Fußboden Staaten gespielt haben: Wir haben Kriege geführt, Frieden geschlossen, Handel getrieben, uns neue Ländereien zugelegt – Teppichsibirien, Sofagebirgszüge und andere koloniale Besitztümer. Es ging darum, sich eine möglichst große Bevölkerung zu besorgen. Unter unseren Scheren rieselten Soldaten zu Boden, Bauern, Beamte, Priester, See- und Kaufleute. Soldaten machten wir natürlich am liebsten. Wir erfanden Uniformen und Waffen für sie, Orden, Ränge und für die größten Heroen sogar Charaktere. Ich hatte das Spiel erfunden und meine Freunde sofort angefixt, stundenlang konnten wir auf dem Boden herumkrabbeln, unsere Armeen und Bevölkerungen verschieben, Städte errichten und uns pausenlos beschießen und bekriegen: tam, tam, tadam. Tausende Figuren standen unter unserem Kommando. Wir waren zwölf, dreizehn Jahre alt, das Zeitalter der Computerspiele war noch nicht angebrochen, aber unser Spiel begeisterte uns auf eine Art und Weise, wie es die heutigen Baller-, Arcade- und Strategiespiele nicht vermögen. Wir spielten nach der Schule bei mir zu Hause, und unsere Welt musste wieder abgebaut sein, bevor meine Eltern von der Arbeit kamen, sonst musste alles hastig unter den Füßen der Erwachsenen zusammengerollt werden, und man vergaß in der Eile, welche Grenzen gerade in der Welt gezogen worden waren. Manchmal kamen die Erwachsenen früher und erwischten uns mitten in unserer kollektiven geistigen Umnachtung. Anfangs achteten sie nicht weiter darauf, was sich da vor ihren Füßen abspielte, aber mit der Zeit wurden sie hellhörig. Offenbar gab es uns unbekannte Elterngespräche, bei denen sie diskutierten, was mit uns verkehrt war.

Eines Tages hielt uns der Vater eines Freundes an, als er uns zufällig auf der Straße begegnete (wir waren gerade unterwegs zu mir und hatten die Taschen voller Figuren), und sagte mit wohlmeinendem Feuer im Blick, wobei er ausgerechnet mir in die Augen sah und mich am Oberarm gepackt hielt: »Hör mal, ihr seid doch kernige Jungs! Wieso macht ihr diesen Quark? Ihr könntet schon mit den Weibern knutschen ... Oder besauft euch mal. Oder, was weiß ich, haut euch die Schädel ein. Was kriecht ihr am Boden rum wie die Kleinkinder?«

»Verzieh dich, Papa«, knurrte mein Kumpel.

26 Wir standen rum, grinsten schüchtern und wussten nicht, was wir sagen sollten. Er war der Papa. Befugt, zu strafen oder zu begnadigen, Pfützen statt Augen, Proletarierfäuste, Penis, Pesthauch, Prinzipien. Und wir waren Niemande, Pubertierende mit Papierfiguren in den Taschen unserer Schuljacketts.

»Du verbietest deinem Vater nicht den Mund! Wenn du weiter mit dem rumkriechst, wird aus dir kein Kerl, sondern ein Pappschwanz!«

Er drückte meinen Arm noch fester. Er hatte getrunken. Er fand, meine Eltern fassten mich nicht hart genug an. Aber was konnte er tun? Höchstens mich loslassen, seinem Sohn in die Tasche fahren und das ganze Volk, Soldaten, Wandermönche, Heerführer, Kaufleute, Schmiede, aus ihm herausschütteln, direkt auf den Asphalt, auf den kürzlich jemand den frischen, stinkenden Frühling gekotzt hatte, jemand Großes, der jetzt im Himmel schwamm und dem wir nun seit dreizehn Jahren vor den Füßen herumstolperten.

Er trampelte auf den Figuren herum, trat sie in die Lache, dieser allmächtige Vater, ein wahrer Gott, nicht aus Papier; auf dem Asphalt lag nun ein schmutziger Brei aus den Fantasien seines Sohnes, und es wäre sein gutes Recht gewesen, seinen Sprössling jetzt auf die Knie zu zwingen, damit er das aufleckte. Ich starrte diesen Vater an wie hypnotisiert. Diese Macht begeisterte mich. Er bemerkte meinen Blick, spuckte aus und ging.

Nüchtern fürchtete er mich. Und er nannte mich hinter meinem Rücken »dieser Kranke«. Mit Respekt und Verachtung zugleich, auch so was gibt es. Wir wohnten in einer Neubausiedlung am Stadtrand, hier kannte jeder jeden, hier war es schwierig, Geheimnisse zu haben. Er hatte Angst, ich könnte seinen Sohn mit meiner »Krankheit« anstecken, mit meiner Pappschwänzigkeit, meiner Papierkriecherei, meiner abnormalen Bücherliebe.

Wie gesagt, die Idee zu dem Spiel stammte von mir, meine Kumfels waren neidisch deswegen und wollten ständig Einfluss auf die Regeln nehmen, aber das passte mir wiederum nicht. Deshalb erhoben wir uns mitunter vom Boden und setzten den Widerstreit im Luftraum fort – da standen sich nicht mehr Papierfiguren gegenüber, sondern gestrenge Gottheiten mit geballten Fäusten.

Und noch eine weitere Idee stammte von mir: nicht nur Papier-soldaten, -mönche und -werk tätige für das Spiel zu basteln, sondern auch Frauen. Keine Frage, über den Frauenfiguren saßen wir deutlich länger, versuch doch mal, all die geheimnisvollen Kurven und Katzenprofile auszuschneiden, die feine Spitze der rätselhaften Körper, die jemand erfunden haben musste, um uns zu strafen, Körper, an die man nur denken musste, schon wurden einem die Hände feucht, die Brustwarzen hart, und es zog einem zwischen den Beinen. Einmal gezittert, schon hattest du statt einer Frau eine aufgedunsene, unförmige alte Hexe. Und Alte zählten nicht. In unseren Spielen kamen überhaupt weder Alte noch Kinder vor. Nur gesunde, weiße Papiermannsbilder, die immer nur ihresgleichen aus dem Weg räumen wollten.

Es ist schon eine Krankheit, dieses Jungsdasein. Mein Körper kam mir damals vor wie ein Baum im Frühling. In den ersten Knospen an den Zweigen, in den Schmerzen, unter denen sie sich im Frühjahr öffneten, in ihrem Gestöhne im März, das ich allein zu hören schien, entdeckte ich etwas meinem armen Knabenkörper Verwandtes. Was war das für eine Qual. Die Leiden des Dreizehnjährigen. Denn unsere Fantasie war damals so in Schwung, dass wir keinerlei Pornos brauchten, keine Stimulanzien. Irgendwann konnte ich nicht mehr an mich halten und zeichnete nackte Frauenfiguren, alle grölten vor Lachen und folgten erleichtert meinem Beispiel, und dann lagen wir bäuchlings auf unseren Imperien und verglichen, wer es wie hinbekommen hatte, knallrot lagen wir am Boden, als hätte man uns die Haut abgezogen, und irgendwie wollten wir einander nicht in die Augen sehen, und wir hatten Angst, unsere Eltern könnten gleich kommen und uns bei diesem Spiel überraschen. So groß war die Angst, dass wir die Frauenfiguren nach jedem Spiel zerstörten und das nächste Mal wieder neue ausschneiden mussten. Und wir bastelten, ungestüm und unbeholfen, und wir wussten nicht mehr, wer wir waren, Götter, Sklaven oder Verrückte, und wir lachten laut, und wir fluchten, und wir fuhren aus der Haut vor etwas Unausprechlichem, Schrecklichem und Unausweichlichem.

Eines Abends, wir hatten alle nackten Figuren noch kurz vor der Rückkehr meiner Eltern zerstören können, entdeckte ich, als ich mit

ihnen vor dem Fernseher saß, zu meinem Entsetzen, dass eine Figur unter dem Sofa liegen geblieben war. Wie hatte ich die nur übersehen können? Was würde geschehen, wenn meine Mutter sie fand (sie machte häufig sauber, fast täglich) ... Ich konnte dem Film nicht mehr folgen, dachte nur noch an die vergessene Figur. Und meine Eltern saßen neben mir wie festgeklebt. Ich konnte das Ende des Films kaum erwarten, blieb noch lange in der Stube, war dort aber nie alleine. Dann schickten mich meine Eltern in die Küche, Konfitüre holen, dann gingen auch sie, aber einzeln, immer nur einzeln, und ich wartete vergebens auf den einen Augenblick, da ich die unglückselige Figur schnappen und mir in die Hose stopfen konnte. Ich glühte vor Scham. Als endlich beide Eltern weg waren, kroch ich unter das Sofa, aber die Figur war weg! Keine Figur, die reine Leere und Sauberkeit – und diese absolute Sauberkeit erschreckte mich mehr, als das größte Donnerwetter es getan hätte. Sie war dort gewesen. Ich hatte sie gesehen. Wo war sie hin? Die Antwort auf diese Frage trieb mich noch lange um.

Jahre später, ich war schon ziemlich erwachsen und manchmal allein zu Hause, konnte ich manchmal nicht an mich halten, dann legte ich mich auf den Boden, als suchte ich nach der verlorenen Frau. Sie war nirgends zu finden. Ich nahm Schere und Papier, und wieder wuchsen um mich herum die Imperien meiner Kindheit, meine Soldaten, Bauern, Priester nicht existenter Kulte, und ich lag mit geschlossenen Augen da und lauschte wehmütig meinen Empfindungen nach. Manchmal meinte ich, ein vertrautes Stechen im Herzen zu spüren, ich wartete auf das vertraute, vergessene Ziehen im Unterleib, lag da, um die Vergangenheit nicht zu verschrecken, die, so glaubte ich, jeden Moment durch die leere Wohnung huschen musste – aber am Ende kam immer nur die Enttäuschung. Man kommt nicht mehr dorthin. Jedenfalls nicht alleine. Man bräuchte Feinde oder Mitstreiter, aber die vermag niemand hervorzurufen aus dem Schattenreich.

Was das mit konstruierten Sprachen zu tun hat, fragt ihr euch? Mit Balbuta? Ist sie etwa schon damals entstanden? Natürlich nicht. Balbuta war noch so fern wie der Mond.

So fern wie der Papiermond für den geschärften Bleistiftzahn.

Aber damals, bei unseren komischen Spielen, wenn wir unsere Papierfiguren über den Boden schoben, stellte ich den Jungs eine wichtige Bedingung: Wenn wir schon Staaten und Völker hatten, müssten wir auch Sprachen für sie erfinden, erklärte ich ihnen voller Ungeduld. Es erschien mir so offensichtlich, ich hätte heulen können, aber leider sah nur ich das so. Meine Kumpels ließen sich zwar widerwillig darauf ein, doch es war zwecklos. Sie begnügten sich mit zwei, drei dürren Phrasen, reines Dekor, sinnlose Phrasen, die sie sich selbst nicht merken konnten. Und wenn ich sie ausfragte, wie dieses oder jenes Wort oder eine Wendung in ihrer Sprache hieß, war immer schnell Schluss. Ich habe ihre rauhen, überdrehten Stimmen noch im Ohr: »Hör doch auf, du verdirbst nur alles mit deinen Marotten.« Inzwischen ist mir natürlich klar, dass sie etwas anderes wollten: tam, tam, tadam, Macht, Mörserbeschuss, Militär und nackte Frauenfiguren. Ein paar aus dem Stand erfundene Wörter für ihr Volk fanden sie völlig ausreichend und waren dann sauer, wenn ich ihnen die grusligen Unstimmigkeiten in ihren Sprachsystemen aufzeigte.

Mir war es nämlich bitterernst. In dicken Heften legte ich Wörterbücher und Grammatiken für meine papiernen Untertanen an. Und ich achtete streng darauf, dass in meinem Land alles regelkonform zuging. Gab einer meiner Generäle eine schriftliche Order, musste ich immer wieder in meinen Heften nachschlagen. Ich gestattete meinen Generälen keine Fehler. Jedenfalls keine sprachlichen. Das ärgerte meine Freunde. Ihre eilig zusammengeschnippten Völkchen sprachen munter Russisch, obwohl sie auf dem Papier ihre Landessprachen hatten. Klingt irgendwie vertraut, nicht? In meinen Truppen und Geheimdiensten gab es sogar eigens ausgeschnittene und ausgemalte Spezialkräfte mit dunklen Brillen, die die Sprachen der Feinde lernen sollten, aber sie hatten einfach nichts zu tun und verschlissen auf den Teppichen ihre Papierhosen.

Meine Kumpels hatten also nicht vor, Zeit und Papier für Nebensächlichkeiten wie die Konstruktion von Sprachen zu vergeuden, bestimmt hielten sich mich für einen furchtbaren Langweiler. Und doch spielten sie meine Spiele mit jungenhaftem Eifer, hatte ihnen doch niemand sonst etwas Vergleichbares zu bieten.

Einer meiner Kumpels ist jetzt Türsteher in einer großen Shoppingmall. Wenn ich ihm begegne, tu ich so, als wären wir nicht miteinander bekannt. Ein anderer ist an den Suff gekommen und in Moskau gestorben. Er hatte gerne Wörter verdreht – von ihm stammte dieser Ausdruck, den er mit stupider Begeisterung und einem rülpsenden Lachen wiederholte: »normaldý«. Mit Betonung auf dem »y«. Normaldý, Aleshka, alles klar. Alle lachten. Außer mir. Unter ihrem dümmlichen Gelächter überlegte ich mir, woher und wozu dieses abnormale »normaldý« in unser Minsker Russisch gekommen war und wie es dort hatte haften bleiben können; so eindeutig wild, Turksprache, eine komische Klette aus der fernen Steppe, die ein willkürlicher Wind vom einen Ende des Imperiums zum anderen geblasen hatte.

Ein dritter Spielkamerad war nach England gegangen und hatte mich Jahre später bei Facebook wiedergefunden. Er ging mir eine ganze Weile auf die Nerven mit seinen Privatnachrichten, in denen er forsch fragte, was ich im Leben erreicht hätte – und alles auf Englisch. Wieso denn jetzt Englisch? Damit er nicht für einen von hier gehalten wurde? Aber wer sah das denn im privaten Chat? Rasch wurde mir alles klar. Er brauchte meinen Neid. Er wollte Anerkennung für seinen *success*. Er hätte zu gern gezeigt, dass er »im Leben was erreicht« hatte. Scheinbar müssen die alle, wenn sie gehen, so dermaßen auf Europäer machen, so krass und kultiviert sein, dass du kotzen könntest. Ich sah mir das Foto meines Spielkameraden, der unter irgendwelchen Palmen hervorgrinste, genauer an. Dem stand doch auf gut Russisch ins Gesicht geschrieben: Kind einer miesen Vorstadtsiedlung, Sowjetmensch qua Geburt, reinblütiger Slawe, also Sohn einer Jüdin und eines Tataren. Sein Gesicht war noch das alte. Neu war der Name. Am Ende hatte er ein neckisches »-off« bekommen. Früher Syrnikaü, jetzt Sirnikoff. Ob sein persönlicher Speicher die packenden Teppichpartien noch parat hatte, die Pakte, Paraden, Partisanenkämpfe, unsere Papierpornoprozessionen mit puckernden Fingerkuppen von Teppichkante zu Teppichkante? Über all das Gemeinsame, Ferne hätte ich ihn gerne ausgefragt, aber ich schrieb nur: »Fuck off, Sir Nikoff.« Was brauch ich Emigranten, ich bin selber Emigrant. Ich bin ja mein Leben lang vor all ihren Sprachen geflohen, hin zu meiner, der einzigen.

31 Ja, schon als dreizehnjähriger Freak in Trainingshosen hatte ich Sprachen erfunden. Mein Lieblingsbuch war damals das *Wörterbuch des jungen Philologen*. Besonders der Eintrag, der überschrieben war mit »Künstliche Sprachen«. Ich sehe ihn noch vor mir: Er war auf der rechten Seite, links war eine Abbildung, und er ging auf der Folgeseite noch weiter, ich schaute ihn mir wieder und wieder an und erinnere mich noch genau an das ewig schale Gefühl, wenn ich die Seite umblätterte – der Eintrag war ärgerlich kurz und viel zu schnell zu Ende. Ich verzehrte mich nach mehr Informationen, aber die waren nirgends zu bekommen, nicht in der Schulbücherei, auch nicht in der Stadtteil- oder Stadtbibliothek, überall dasselbe Elend, mir blieb nur mein armes, weißes, allwissendes Wörterbuch: kackbraune Kakao- und Konfitüreflecken auf meiner Leib- und Magenseite, Kekskrümel, in Ewigkeit geplättet im prallen Falz, anthropomorphe Sprachäste in den Abbildungen. Bald schlug es sich von selbst auf der richtigen Seite auf. Um wieder nur diese Armseeligkeit zum Vorschein zu bringen, die ich längst auswendig kannte. Und doch bin ich eben in diesem weißen Büchlein zum ersten Mal auf Esperanto und Zamenhof gestoßen, auf Volapük und Pfarrer Schleyer, auf Ido und Interlingua. Diese Wörter verzauberten mich, Ido Esperanto klang für mich nach einem Frauennamen und Volapük wie der Name einer wollüstigen Waldgottheit, die der unschuldigen Nymphe (beziehungsweise der Nymphomanin) nachjagte. Fast konnte ich die fremden, unverständlichen Worte hören, die ihnen über die Lippen gingen; das Bild, das ich vor mir sah, sobald ich mein Wörterbuch zur Hand nahm, hatte etwas Verrücktes, Beunruhigendes. Das Wörterbuch lag immer richtig – mit ihm konnte ich die Scheußlichkeit unserer Siedlung und den Irrsinn an meiner schrecklichen Mittelschule vergessen, die öden Pflichten, die roten Armbinden der Diensthabenden, mit denen wir Schüler aussahen wie Jungnazis. Mit seinem festen Einband, rundum positiv und proper, voll farbiger Illustrationen wie eine Kinderbibel, verhiess dieses verführerische Oberstufen-Wörterbuch mit seinem gesamten Aussehen jedem Jugendlichen, der die Philologie auserkor, einen Platz in den Reihen der Intelligenzija: allzeit saubere Hände, Schreibstubenruhm und den weißen Befreiungsschein für die schwärzesten

Arbeiten. Mein Glaube daran war rasch verfliegen. Aber die Sprachen hatten mich verzaubert, und der größte Zauber war, dass das tatsächlich möglich war: seine eigene erschaffen.

32 Im Nachhinein begriff ich, weshalb es mir damals nicht gelingen wollte – ich hatte jenen Anfängerfehler gemacht, der einem ernsthaften Sprachkonstrukteur nicht unterlaufen durfte: Ich wollte, dass meine erfundenen Sprachen wie lebende Sprachen waren. Wie bereits existierende. Idiome, die den Anschein von Lebendigkeit erweckten. Sprachen wie von Millionen Menschen verwendet, seit Hunderten von Generationen, ergraute, urwüchsige Sprachen mit eingeschriebener Vorgeschichte. In meinen Konstruktionen rollte ich gewissermaßen den Klangteppich für meinen Film aus, schmückte die mir vertraglich zustehende Kunstwelt mit einer Kunstsprache. Ich war nicht frei. Alles sollte sein wie bei anständigen Leuten, dabei standen mir nur meine stümperhaft ausgeschnittenen Papierfiguren zur Verfügung. Nicht im Traum wäre mir eingefallen, dass auch meine Kumpels und ich Helden waren, einer eigenen Sprache würdig, dass wir schon die fertige Ur- und Vorgeschichte darstellten, durchaus geeignet, Neues hervorzubringen.

Eine Sprache zu erschaffen, ist Schwerstarbeit. Damals und auch später noch, bevor in meinem Leben die lange Zeit der Niederlage anbrach, hatte ich mehrfach versucht, etwas Bleibendes zustande zu bringen, war aber immer wieder über ein Problem gestolpert, dessen ich einfach nicht Herr wurde. Je lebendiger meine Sprache wirkte, desto mehr Konventionen, Entsprechungen und Regeln erforderte sie. Ungeduldig und schludrig entwarf ich Lexik und Grammatik und hoffte, endlich zum rettenden Grund vorzustößen – aber Sprache ist unersättlich, sie will immer noch mehr, und du stürzt dich hinein, vertiefst dich in der Hoffnung auf ein Wunder, doch bis zum Grund ist es immer noch entsetzlich weit. Und du gehst einfach unter. Du versinkst in den Untiefen der Sprache, in ihren Verheißungen. Inzwischen weiß ich, dass man, um eine Sprache erfinden zu können, zuerst selbst ihren Grund definieren muss. Und sich dann von dort abstoßen und vergessen muss, wo und wie tief er liegt. Es der Sprache selbst überlassen muss, ihren Grund bald auf den zuzubewegen, der sich in sie versenkt, bald von ihm weg.

Wahre Sprachkonstrukteure schaffen keine Sprachen, die »wie lebendig« sind. Sie schaffen lebende Sprachen.

33 Balbuta ist so lebendig geworden, dass sie sogar jemanden das Leben gekostet hat.

3.

34 Jede konstruierte Sprache muss fünf wichtigen Anforderungen genügen.

Erstens muss sie leicht zu erlernen sein. Ohne Ausnahmen und andere unlogische Schwierigkeiten, die nichts zu ihrer Schönheit beitragen, sondern nur den neuen, von uns geschaffenen Raum zu stellen. Der Raum einer neugeborenen Sprache ist ein Zimmer mit weißen Wänden, hellem Holzfußboden, viel Sonnenlicht und deckenhohen Fenstern. Luft und Licht. Ohne Schnickschnack.

Zweitens braucht sie Wohlklang. Mangelnder Wohlklang hat seinerzeit Volapük das Genick gebrochen. Die Musik hält eine Sprache in unserer Welt, lässt ihre Zellen zu einem Organismus zusammenwachsen und sie nicht wieder ins Chaos zurücksinken. Da sind Kompromisse vonnöten. Neun von zehn Europäern verbinden das Ideal des Wohlklangs und der Musikalität mit dem romanischen Erbe. Was auch immer man von diesen Kanaillen halten mag, irgendwo haben sie recht. Volllautung und Betonungen, die Reinheit der Vokale, das Tönen der Mitlaute – das alles kippen zu wollen, wäre töricht. Wobei mein Ideal in dieser Hinsicht immer das Litauische war ... Diese gesangliche, altertümliche Sprache unserer Nachbarn – diese Laute auszusprechen, bereitet einem körperliches Wohlbehagen. Sicher hat diese Vorliebe auch in Balbuta ihre Spuren hinterlassen.

Drittens muss die Sprache poetisch sein. Einerseits selbst poetischer Natur, ihrer Anlage nach, andererseits muss sie auch Poesie hervorbringen können, ein Potenzial zur Bildlichkeit mitbringen, die Kraft, vom Unsagbaren zu sprechen. Eine Sprache ist keine Sprache, wenn sie keine Geheimnisse birgt. So reich und komplex eine Sprache auch sein mag, sie ist tot, wenn sie nur eine begrenzte Zahl an Interpretationen zulässt. Wenn man keine Gedichte in sie übersetzen kann (und auch nicht aus ihr).

Viertens braucht sie eine eigene Philosophie. Sie muss die Persönlichkeit desjenigen, der sie beherrscht, verändern, muss Fragen stellen, ihn in Kontakt mit der Welt bringen, Einfluss nehmen auf sein Denken.

Fünftens muss sie Freiraum geben. Jeder, der sie erlernen möchte, muss das Recht haben, mit ihr anzustellen, was er will, sie zu verändern und seinen Bedürfnissen anzupassen. Sprache ist undenkbar ohne Flexibilität, sie ist eine Schlange, die mit ihrem klappernden Körper jede Mauer, jeden Spalt, jedes Relief überwindet, eine Schlange, die nichts aufzuhalten vermag, weder unter der Erde noch auf ihr oder im Himmel.

Also muss jede neu geschaffene Sprache in sich den Wohlklang und die Freiheit des Esperanto verbinden mit der Rationalität und dem Bewusstsein von Toki Pona, dem beginnenden Wahnsinn der slawischen Mundarten und der Vieldeutigkeit fernöstlicher Schriftzeichen.

Balbuta genügte allen fünf Anforderungen.

Sie war wirklich zugänglich und einfach geraten. Ihre Regeln konnte man in zehn Minuten verinnerlichen, die Lexik an einem Tag.

Die Balbuta-Phonetik ist nicht streng geregelt. »J« nach Vokal wird wie »i« gesprochen. Betont wird die vorletzte Silbe, nur bei Wörtern auf *-utima*, *-utika*, *-utikama* jeweils das »u«.

Balbuta. Sprache. Wort. Geschichte. Erzählung. Antwort. Frage ...

Sag: *balbutika*. Das heißt: Wörter. Oder: Sprachen. Oder ...

Die lateinischen Buchstaben sind allgemein bekannt. Eine Schrift ohne diakritische Zeichen, die sind überflüssig. Keine Digrafe, Diphthonge, Artikel, Popel, Doubles, Privatduelle ... Jedes Substantiv endet im Nominativ auf *-uta*, ansonsten auf *-utima*.

Sag: *balbuta balbutima*. Das Wort aller Wörter. Oder das Lied der Lieder?

Für Substantive, die eine Beschäftigung oder einen Beruf bezeichnen, habe ich einen eigenen Professionssuffix erfunden: *-ask* für Männer und *-unja* für Frauen.

Sag: *balbask*. *Balbunja*. *Tajnobalbask*. *Tajnobalbunja*. Dichter. Dichterin ... Oder einfach ein ambitionierter, aber unbegabter Hobbylinguist?

Und noch der Plural: *-utika*. Wie gesagt, einfacher geht's nicht. Flektiert enden die Wörter im Plural auf *-utikama*.

Balbutika. Worte. *Balbutikama*. Von Worten. *Grimuta mau balbutikama*. Die Musik meiner Worte. Mann, bin ich ein selbstverliebter Ho Den Sak. Die Musik, oh, là, là, meiner Worte ...

Aber ist das etwa nicht Musik? Alle Adjektive enden auf *-oje*, Adverbien auf *-oju*, Verben auf *-uzu*. Adjektive und Adverbien sind unveränderlich. Diese ganzen Konjugationen und Deklinationen tragen nichts zur Verständlichkeit bei, wozu also für Balbuta zusätzliche Vignetten erfinden, wozu mein mit den blanken Nägeln der Logik gezimmertes Werk mit Blümchen überfrachten? Balbuta, das ist Konstruktivismus mit Art-déco-Elementen und kein imperial verkitschter Pseudoklassizismus. So habe ich das entschieden, als erster Balbutaner.

Bei den Verben war das natürlich ein bisschen komplizierter. Die Vergangenheitsform wird durch die vorangestellte Partikel *bim* gebildet, das Futur durch *bu*.

Sag: *Bu balbuzu*. Ich werde sprechen. *Bim balbuzu*. Ich habe gesprochen. Ich habe gesprochen und werde sprechen: *Bim balbuzu da bu balbuzu*.

Der Konjunktiv, mein Lieblingsmodus, tanzt sich folgendermaßen: Man nehme ein Verb und stelle ihm ein *bif* voran. Zugegeben, das habe ich nur aus Schönheitsgründen erfunden. Und dann noch, um ein wenig Offenheit und Ehrlichkeit in den Balbuta-Nebel zu bringen. Wer Balbuta beherrscht, spielt immer mit sich selbst.

Als konstruierte Sprache vereinigt Balbuta apriorische und aposteriorische Plansprachenmerkmale in sich. Sie schöpft also aus fremden Quellen, speist aber auch neue. Ihre lexikalische Basis bilden ein paar Hundert Wörter, die uns alle benötigten Wurzeln und Trümpfe liefern. Die Bildung weiterer und die Übertragung aller möglichen Bedeutungen liegen in der Hand des jeweiligen Sprechers. Darin liegt auch die poetische Kraft der Balbuta – nur wenn du eine Ahnung von Poesie hast, du die geheimnisvollen Reserven der Fantasie in dir anzapfen und die längst verkümmerten Organe für das Wunderbare reaktivieren kannst, vermagst du in Balbuta all das Schwierige und Spannende auszudrücken, das du in dir trägst. Kannst du dich mit dem inneren Feuer dieser Sprache erleuchten, mit der aus dem Nichts auflodernden Flamme der in dir entdeckten Stärke. Potenziell ist jede Aussage in Balbuta ein fertiges Gedicht beziehungsweise der Zustand, in dem du mehr vom Leben willst als Fressen, Klogang, Sex und Schlaf.

Schau ganz ans Ende des Buches. Dort steckt das Wörterbuch, das Zauberschloss mit seinen Balbutaschätzen, *balbutika balbutima*, Schätzen, an denen sich jeder bedienen kann und die dadurch immer mehr werden.

Die Balbuta-Philosophie beruht also auf Vielfalt, Freiheit und Poesie. Sie kennt kein »müssen«. Sie kennt kein »wir«, nur eine unendliche Vielzahl freier und einzigartiger »Ichs«. Sie kennt kein »Gott« – sollte jemandem einfallen, einen Gott haben zu wollen, benennt er ihn mit seinen Worten, die nur er gebrauchen kann und niemand sonst. Sie kennt kein Moralisieren und keine Moral, keine Wörter, die bewerten, ob etwas gut oder schlecht ist, richtig oder falsch. Alles hat seine Daseinsberechtigung. Die Welt ist komplex, und das ist weder gut noch schlecht, das ist einfach so. Wenn man doch zum Ausdruck bringen möchte, was man empfindet, kann man auf andere Worte zurückgreifen, die die Emotionen zügeln und beruhigen, sodass nur die Wahrheit übrig bleibt. Balbuta ist ökologisch und tolerant: Sie unterscheidet nicht zwischen Mensch und Tier, zwischen Unkraut und vom Aussterben bedrohten Pflanzen, bevorzugt nicht, kennt keine sprachliche Knute, nicht die Herrschaft der exakten und endgültigen Benennung. Jemanden in Balbuta zu erniedrigen ist schwierig, ihn zu lobpreisen ein Leichtes. Das Wort für »schön« bezeichnet lediglich die persönliche Haltung zu einem Objekt. Balbuta ist eine Sprache des erlesenen Geschmacks. Eine Sprache der Freiheit, der Poesie und des Glücks.

Balbuta ist offen: Faulere Zeitgenossen können lateinische Termini balbutisieren, ohne sich dessen schämen zu müssen. Eigennamen und Titel kann man regulär schreiben, wie man will. Auch wenn man Ščymřyckoŭski heißt. Wie er heißen will, darf jeder selbst entscheiden und bestimmen. Und das ist zu respektieren.

Na ja, die Freiheit ist ein Messer mit vielen Schneiden – auch in Balbuta kann man Losungen formulieren:

Belarus bu istuzu!

Kau ne fuzu, ne kusuzu.

Fuzasko ujma tutikama, bu kopja!

Deutschland ujming ujma!

Rosija statuzu tork!

Fu Amerika ujma noju!

Oder sogar:

Duzu tributika stutima – o tajnuta.

38

Ugustrilutika – o ne hitruta!

Wie gesagt, das Wort *balbuta* bedeutet Sprache, aber auch Wort, Name, Titel, Aussage, Botschaft, Brief, Mitteilung und so weiter. Von *balbuta* lassen sich weitere Wortarten mit zahlreichen Bedeutungen ableiten: *balbuzu* heißt sowohl sprechen als auch benennen, rufen oder eine Vorlesung halten, *balboje* heißt sprachlich, namentlich, mitteilend, mündlich, ausgesprochen ... *Balboju*: mündlich, in Worten, vermittelt Sprache ... *Balbuta duzu tau aljutima balbuzu ujma*. Jetzt braucht es nur noch weitere Wörter drumherum, die kraft ihrer Logik eine Situation der Freiheit schaffen. In *Balbuta* bestimmt der Kontext alles. *Balbuta* regt dazu an, ohne Furcht zu sprechen, lädt dazu ein, zu experimentieren und der Vielgestaltigkeit und Unendlichkeit der Welt Tribut zu zollen. Einfach Wörter in den Mund zu nehmen, alles, was grade zur Hand ist, und keinen Rüffel fürchten zu müssen.

Für die Welt der Zahlen und Mengen habe ich entschieden, ein gesondertes Schema einzuführen. Dem modernen Menschen flimmern ohnehin ständig Zahlen vor Augen, wieso also nicht einfach anstelle der komplizierten archaischen Formen das vertonen, was das Auge sieht und das Gehirn visuell festhält?

0 – *zironk*

1 – *onk*

2 – *donk*

3 – *tronk*

4 – *kronk*

5 – *skonk*

6 – *sonk*

7 – *sidonk*

8 – *otonk*

9 – *nonk*

10 – *dzonk*

Sicher, für die Hunderter und dann weiter waren noch ein paar Wörter vonnöten.

100 – *stonk*

1000 – *tisonk*

1000000 – *milionk*

- 39 Und wenn man einhundertdreiundfünfzig sagen will, sagt man in Balbuta *stonk skonkitronk*. Und für eintausendzweihundertneunund-siebzig *tisonk donkisidonk nonk*.

Wir waren zu viert gewesen. *Bim kronk au*. Wörtlich: Da waren vier Ichs.

Aber zunächst war da nur ich allein, Gott. *Ksutima au onkuru bim, G.O.T.T., suta da kavuta, amgluta da negrimuta*. Im Anfang war nur ich, ein Mensch und Kaffee, Zeit und Stille.

Da donk bim m-e-e-suta kroskoje. Meesutko. Und der Zweite war er, Koźlik.

Kooōźlik ...